

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 8 (1932)
Heft: 17

Artikel: Der neue Adam [Fortsetzung]
Autor: Roger, Noëlle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-756289>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER NEUE ADAM

ROMAN
VON
NOËLLE ROGER

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von
Bettina Flied.
Nachdruck verboten

13. Fortsetzung

Hast du das Geheimnis entdeckt, den Frühling herbeizubringen? rief er aus.

Hervé lachte.

«Ich beschleunige die Blüte dieser zu langsam Pflanzen, die nur einmal im Jahre blühen. Ich erlaube ihnen nicht mehr, ein ganzes Jahr lang ihre Blüte vorzubereiten. Vergessen Sie nicht, Meister, daß die Wellen des Hyperuranium viel stärker sind als die des Radiums, sie wirken mehr auf die Säfte. Vielleicht überreizen sie auch das Gehirn? Die Leute hier glauben an Wunder. Einer von unseren Gehilfen, dem ich erlaubt habe, einen Garten in den Dünen anzulegen und Zwiebeln zu verkaufen, schlägt Kapital daraus!»

Während er sprach, brachte er den Doktor in einem kleinen Wagen auf sehr hohem Rahmen gestell unter; er selbst setzte sich ans Steuerrad, ließ den Motor an und fuhr geschwind los.

«Meister, sehen Sie, hier links».

Er wies auf ein Feld mit Lilien und Tulpen, deren weiße und rosa Blüten mit dem goldgelben Laub als Hintergrund sich wie ein lebendiger Anachronismus ausnahmen.

«Was tut's, wenn sie sich erschöpfen, dafür haben sie zweimal geblüht!»

Von der mit Villen gesäumten Landstraße bogen sie in einen neuen Weg ein, der die Dünen durchschnitt. Vor ihnen dehnte sich die ungeheure Ebene. Die Nadelwaldschönungen wurden seltener. Man sah nur Sandhügel mit spärlichen grauen Pflanzen. Silenrieux wies mit der Hand auf einen weißen Fleck in der Ferne.

«Dort», sagte er.

«Wie sonderbar, ein so abgelegenes, schwer zugängliches Laboratorium!» meinte Flécheyre.

Mit jähem Ruck drehte sich Silenrieux um, sah ihm ins Gesicht. Flécheyre empfand etwas wie Brand.

«Um Unglücksfälle zu vermeiden!» sagte Silenrieux. Dann fuhr er bereit fort:

«Ich habe viel gearbeitet, Meister. Es gibt so viel zu tun bei einer Entdeckung wie die meine! Vor allem muß ich das Hyperuranium in genügenden Mengen produzieren und das Verfahren vereinfachen. Dann muß ich eine vollkommene, schützende Substanz finden. Dies vor allem. Denn diese Wellen durchdringen alle Körper.

Er sprach weiter zu sich selbst:

«Ich eliminiere sie und lenke sie durch ein Kristallprisma; die Interferenzflächen werde ich noch genauer brechen...»

Flécheyre hörte schweigend zu; er sah wieder das Zimmer in Douceville, wo Silenrieux mit Begeisterung herrliche Perspektiven vor ihm eröffnete. Das Antlitz der Welt wird sich verändern. Oft, in schlaflosen Nächten, wenn er an Michel de Javerne dachte, hatte sich Flécheyre gefragt, ob diese Begeisterung nicht ein Zeichen von beginnender geistiger Störung war, oder ob Hervé ihn hatte verblüffen wollen, um seine Freiheit zu erlangen?

«Schen Sie, Meister, es wird mir bald gelingen, Körper aus der Ferne zu zersetzen. Während es mir in Puybronde gelang, die Energie eines Stückchen Blei auszulösen, das mit Hyperuranium in Kontakt stand und selbst eine Spur davon hatte, werde ich in Zukunft so starke Wellen erzielen, daß das Blei sich auf mehrere Kilometer Entfernung zersetzen wird.»

In seiner Stimme liegt eine solche Gewißheit, daß Flécheyre nicht mehr zweifelt.

«Stellen Sie sich diese aus der Ferne ausgelöste Energie vor, über welch unerhörte Macht ich verfügen werde! Im Augenblick beschäftige ich mich nur mit der theoretischen Frage. Aber ich sehe die

praktische Anwendung voraus! Alles wird möglich werden! In zehn Jahren werden wir über die Eisenbahnen von heute lachen, wie über die Postkutschen von anno dazumal. Sie werden Ihre Villa im Kaukasus haben und jeden Abend in Paris sein können!»

«Ach!» murmelte Flécheyre mit Schaudern.

Er dachte an das brausende moderne Leben, an das Tempo der Großstädte, das die Seele nicht aufkommen läßt. Und seufzte:

«Hervé, nur nicht zu schnell!

Er wußte selbst nicht, ob er ihn bat, das Tempo des Autos zu verlangsamen oder die Ausführung der ungeheuren Umwälzung, von der Silenrieux sprach.

«Das ist noch nicht alles», fuhr Silenrieux fort. «Die umgestaltete Industrie! Neue wirtschaftliche, soziale und politische Verhältnisse. Unwissende Hände dürfen nicht mit so gefährlichen Waffen umgehen. Solche Geheimnisse werden den Menschen, die sie besitzen, Allmacht verleihen. Eine Gruppe Gelehrter wird die Welt regieren.»

Das Auto erstieg die Dünen mit Leichtigkeit und sauste wie eine Lawine zur anderen Seite herunter. Flécheyre sah nicht mehr das Sandmeer ringsum. Sah nicht die Silhouette des Laboratoriums. Er war in wirre Gedanken versunken.

*
«Wir sind da!» sagte Silenrieux plötzlich und hielt den Motor an.

Flécheyre kam wieder zu sich, betrachtete einen massiven, runden Bau aus Quadersteinen, mit wenigen schmalen, von schweren Eisenstangen vergitterten Fenstern, inmitten eines betonierten freien Platzes.

Mit einem Schlüssel öffnete Silenrieux eine Art Fensterladen, und man sah ein großes Zifferblatt in einer Vertiefung der Mauer. Dann schloß er den Fensterladen sorgfältig.

«Sehen Sie, Meister!»

Er zog den Doktor vor ein Fenster. Zuerst sah Flécheyre nur die ungeheure Dünenfläche, die sich in den Scheiben, zwischen den Eisenstangen, widerrief. Dann erkannte er die Wände aus Stein, einen großen, kahlen und leeren Raum, dessen Mobiliar nur aus einem altärähnlichen Steintisch bestand.

«Dort... auf dem Tisch.»

Auf diesem lag ein eigerößer Gegenstand, der wie Eisenerz aussah. Sonst nichts. Weder Apparate, noch Maschinen, nichts, was an ein Laboratorium erinnerte; eine imposante Leere, und nur dieser scheinbar harmlose Gegenstand in dem großen Steinraum.

«Das ist das Hyperuranium, Element Nr. 93, im Begriff, sich zu ersetzen», sagte Silenrieux. «Fürchten Sie nichts, Meister. Die Wellen werden nur dann gefährlich, wenn das Hyperuranium durch elektrische Funken erregt wird. Die Radioaktivität wird dann sofort verhundertfach, ich muß es erreichen, sie noch mehr zu verstärken.»

Flécheyre konnte seinen Blick nicht von der Fensterscheibe wenden. Er war in Betrachtung dieses geschlossenen Raumes versunken, in dem Silenrieux eine furchtbare Macht eingesperrt hatte. Dieser Vorgang, der sich vor seinen Augen abspielte, die Energie, die in der Stille frei wurde, ohne ein Zucken der Materie, ohne einen Funken, erfüllte ihn mit Schrecken.

«Die treibende Kraft der Zukunft!» murmelte Silenrieux. «Alles wird vereinfacht!»

Er sah seinen Lehrer an, sein erstautes Gesicht. «Meister, Sie entschuldigen mich, Mirbel wird Sie zurückbringen. Ich muß heute nachmittag hier bleiben.»

Er ging Flécheyre voraus, über den großen Platz, rings um das Laboratorium. Da bemerkte der Doktor einen zweiten, langen und niedrigen Bau, der

sich an den Turm lehnte, mit einer Tür und zwei Fenstern, und Mirbels Silhouette, die darin auftauchte.

«Hier, Meister, habe ich meine elektrischen Batterien, meine Akkumulatoren.»

«Wie merkwürdig das alles ist,» wiederholte Flécheyre, ohne auf ihn zu hören.

«Meister, auch Sie bewahren in Gläsern, in Ihrer Gewalt Kräfte, deren Sie sich zuweilen bedienen.»

Er lachte kurz und hart, begleitete dann den Doktor bis zum Auto, brachte ihm neben Mirbel unter und sah ihm nach, als der Wagen wie ein Pfeil die Straße herunterschoß.

Flécheyre ging zu Jacqueline in den Garten, wo der Teezeit bereitstand.

«Hervé ist nicht mit Ihnen zurückgekommen?» rief sie aus. «Ich hoffte, daß er wenigstens heute...»

Sie bot ihm einen Sitz auf der Bank an ihrer Seite und blieb selbst regungslos, die Hände auf den Knien, den Kopf ein wenig geneigt, mit verträumtem Blick, ohne daran zu denken, den Tee zu servieren.

Flécheyre sah sie prüfend von der Seite an und erkannte seine fleißige, aufmerksame Jacqueline nicht wieder. Diese verliebte junge Frau enttäuschte und verwirrte ihn, erfüllte sein Herz mit Mitleid.

«Jacqueline,» sagte er endlich, um sie in die Gegenwart zurückzurufen, «bist du glücklich?»

Sie erzitterte, richtete sich auf und lächelte verlegen.

«Ich lasse ja den Tee kalt werden!»

Sie erhob sich, goß den Tee ein, tat Zucker und Milch dazu und reichte ihm die Tasse mit einer stummen Entschuldigung. Dann antwortete sie auf seine zaghafte Frage:

«Glücklich? Ja, ich bin glücklich. Nur bin ich immer besorgt! Liebe ist ewige Unruhe, nicht wahr?»

«Besorgt...» wiederholte Flécheyre. «Warum?»

Jacqueline setzte sich wieder neben ihn und während sie mechanisch die Falten ihres weißen Kleides glatt strich und mit ihrer langen Kette aus Opalen spielte, sprach sie leise, als ob ihr Garten sie nicht hören sollte:

«Haben Sie nicht bemerkt, wie mager Hervé ist? Sie können sich die verzehrende Aktivität seines Geistes nicht vorstellen. Nein, man muß mit ihm leben, um zu verstehen.»

Und sie versucht die Schnelligkeit dieses ewig vibrierenden Geistes zu schildern. Entweder sieht Hervé nichts von der Außenwelt, lebt wie ein Blinder, nur auf sein Innенleben konzentriert oder er sieht, und alles, was er sieht, die einfache Berührung eines Gegenstandes erweckt in ihm einen Schwall von Ideen, Forschungen, Experimenten! Seine furchtbaren Experimente genügen ihm nicht. Er bereitet andere vor. Er erfindet andauernd. Er eilt, er eilt, niemand kann ihm folgen.

Wie einen physischen Schmerz empfindet sie diese Gedankenwelt, die ihn seiner Familie entzieht. Nur von Zeit zu Zeit, wie zufällig, kehrt er in die Wirklichkeit zurück, erinnert sich seiner Frau und seines Sohnes. Und gleich darauf ist er wieder fort. Dauernd verfolgt ihn der Gedanke an die knappe Zeit und die ungeheure Arbeit, die er zu vollbringen hat. Er arbeitet, viele Nächte lang. Am Morgen — sie wagt es kaum, das Laboratorium zu betreten — findet sie ihn fahl, hohlwangig. Ja, das Tempo dieses Gehirns ist schwindelerregend.

Flécheyre lauscht schweigend dieser durchsichtigen Klage der verliebten Frau. Er errät, zwischen den Worten, die Not ihres Herzens, das sich um einer größeren Leidenschaft wegen vernachlässigt fühlt. Und lächelt sagt er:

«Solange du nur die Wissenschaft zur Rivalin hast, bis du nicht zu beklagen, Jacqueline. Du brauchst keine anderen Frauen zu fürchten.»

*Vera Skoropel*

ein bedeutendes Talent des neuen Tanzes, starb vor kurzem, 25jährig, in Berlin. Sie war in Zürich geboren und verlebte da auch ihre ersten Jugendjahre Aufnahme Roberson

Jacqueline verzicht keine Miene. Ihre Augen schweifen in die Ferne. Flécheyre findet sie ganz verändert. Die Wissenschaft, die Arbeiten ihres Meisters, das Institut, das Haus, Marie... ihr ganzes früheres Leben ist von ihr losgelöst: er sitzt einer Fremden gegenüber und bewundert das ruhende, von Leidenschaft zerquälte Gesicht. In ihr lebt nur noch diese ständige Sorge, nur noch Silen- rieus, von dem jetzt Freude und Leid abhängen...

Wie sie ihn liebt! denkt er.

Und sanft fährt er fort, sie zu trösten:

«Alle Frauen von Gelehrten müssen das durchmachen, Jacqueline. Marie hat auch diese Sorge gekannt.»

Er bricht ab. Sein Blick taucht in seine eigene Vergangenheit. Er sieht das treue, resignierte, lächelnde Gesicht, das ihn in durchwachten Nächten erwartete, und hört den zärtlichen, oft wiederholten Vorwurf: Wie du dich quälst!

Plötzlich richtet er sich auf, schüttelt den Traum ab. Er vergleicht Silenrieux mit sich selbst. Silenrieux ist für seine Frau, die mit zitternden Händen dasitzt, ein Gelehrter geworden wie die anderen, freilich mit mehr Genie, der seine Kräfte, seine Gesundheit und sein Glück seinem Lebenswerk opfert. Ja, die Vergangenheit ist vernichtet. Flécheyre fühlt eine große Ruhe in sich.

«Es ist nicht seine Schuld», fährt Jacqueline fort. «Er kann sich nicht zurückhalten. Und ich kann nichts dagegen tun. Es wäre zwecklos, wie Sie sagten, erinnern Sie sich?»

Sie unterbricht sich. Diese Anspielung auf Szenen, die ihrer Verlobung vorausgegangen, lässt Flécheyre erzittern. Doch Jacqueline spricht davon wie von toten Dingen, die sie nicht mehr interessieren.

Er schweigt. Sieht die besorgte, verliebte Frau an, denkt an das Opfer, das er gefordert, das Jacqueline gefügig gebracht hatte, dies Opfer, aus dem das Glück erblüht war...

«Das Glück», wiederholte er. «Diese ewige Angst, der Schmerz in der Einsamkeit, doch es ist Glück, weil es Liebe ist...»

«Ach, Liebe», murmelte Jacqueline.

Dann spricht sie wie eine Schlafwandlerin:

«Kann ein Geschöpf, wie er bei der Liebe verweilen? Einige Wochen genügen, um ihn zu erschöpfen. Einige Wochen! Ach, ja, Meister, er hat mich geliebt! Er hat mich mit seiner Liebe fortgerissen wie ein Wirbelwind. In Spanien und in den ersten Monaten in Haarlem umgab mich seine Liebe wie eine heiße Welle, wie beständige Zärt-

lichkeit. Er, dieser starke Mensch, — sie können sich nicht vorstellen...»

Sie bricht ab. Scham hält sie zurück. Sie kann sich ihrem alten Meister nicht mehr so anvertrauen wie einst. Hervés Worte: «Jetzt möchte ich sterben... Du allein bist in mir.» Die Glut seiner Liebesschmerzen, seine stets erneute Leidenschaft, sein stürmisches Begehr. Und sie, zuerst erregt, dann erober und hingegeben; das Erwachen ihrer Leidenschaft, die Zärtlichkeit ihres Körpers und ihres Herzens. Ach, all das erstikt und quält sie, denn sie fühlt, daß nun alles vorbei ist.

Dann flüchten ihre Gedanken zu Kleinigkeiten, die sie sagen kann und die, vor Flécheyres liebevollem Blick zu enthüllen, ihr einen seltsamen Trost gewähren.

«Er, der immer nur in seine Arbeit vertieft gewesen, beschäftigte sich nur noch mit meinem Wohlbehagen, meiner Gesundheit, meinen Toiletten. Eines Tages, als ich mir den Fuß an einem Stein stieß, war er außer sich. Ich sagte mir: ich bin die Frau eines Gottes, und dieser Gott ist demütiger zu mir als der demütigste der Menschen. Ach ja, Meister! eines Gottes! Nie vorher hatte ich solch eine Intelligenz gesehen. Er breitete sie vor mir aus, gab mir alles, seinen Geist und seine Liebe. Ich schritt von Wunder zu Wunder, geblendet, berauscht, und trauerte den verlorne fern, von ihm verlebten Jahren nach. Ja, all das, all das, und so schnell entflohen. Sein Laboratorium hat ihn wieder. Und seine Zärtlichkeit ist allmählich, unfühlbar geschwunden, so wie die zurückweichende Flut...»

Sie weinte, das Gesicht in den Händen, und Tränen schimmerten an ihren Fingern.

«Hervé wird wieder zu dir zurückkehren. Er hat nicht aufgehört, dich zu lieben. Er ist im Moment zu sehr beschäftigt, habe ein wenig Geduld!» sagte Flécheyre, durch ihre Tränen erschüttert.

Seine sanften Worte fielen wie ein feiner, milder Regen auf ihre Wunde. Und als er von ihrem Kinde sprach, rückte sie Jacqueline lächelnd auf.

«Sehen Sie, da ist er», sagte sie.

Jacqueline läuft der Nurse entgegen, nimmt ihr das weißrosa Bündel ab und hält es Flécheyre hin. Beide beugen sich über das milchweiße Gesicht, wollen in den zarten Zügen lesen, suchen den Blick der Augen, die denen Hervés so ähnlich sind.

«Glauben Sie, daß diese Fähigkeiten sich vererben?»

Flécheyre beugt sich tiefer über das kleine Geschöpf, das solch ein Problem in sich verschließt.

«Das Genie vererbt sich niemals», murmelt er. Das Genie! Aber die physiologische Umwandlung, die er an Nervenzellen vollzogen hat, die Mutterie, die sich dieses Gehirn so wunderbar angeeignet hat?

«Die Frage über die Vererbung erworbener Eigenschaften ist noch nicht entschieden. Jedoch, wer weiß?» schließt er.

Während der ganzen Woche, die er in Haarlem verbrachte, sah Dr. Flécheyre Silenrieux nur bei den Mahlzeiten. Oft stand der junge Mann noch vor dem Dessert auf.

«Sie entschuldigen mich, Meister! Sie wissen, die Arbeit wartet nicht.»

Abends als man oft ohne ihn. Und man hörte das Rattern seines Motors erst spät in der Nacht. Zweimal kehrte er erst am nächsten Morgen zurück.

Dr. Flécheyre beobachtete Hervé, wenn dieser eiligen Schritte in die Garage ging. Er sah, wie er mit dem Wagen zurückkam, die Terrasse erreichte und vor dem Korb anhielt, wo der kleine René schlief. Silenrieux beugte sich über ihn, hob ihn einen Augenblick auf seinen Arm. Eines Tages hörte Flécheyre, vom Fenster aus, wie Hervé zu seinem Sohne sprach:

«Was wird aus dir, mein Kleiner? Ein Forscher, der Zukunft zugewandt, ungeduldig wie dein Vater? Wirst du mein Werk vollenden? Wirst du mir ähnlich sein? Werden wir zusammen arbeiten?»

Die erregte, zärtliche Stimme wurde plötzlich tieftraurig: «Oder wirst du ein Schwächling sein und im Dunkeln leben?»

Hervé legte das Kind wieder in die Wiege zurück, als ob er es fallen ließe, und der Kleine fing an zu schreien.

«Na, na, sei ruhig», sagte Silenrieux, «wir wollen später sehen!» —

Jacqueline drängte den Doktor, seinen Aufenthalt zu verlängern.

«Sie leisten mir Gesellschaft», sagte sie melancholisch.

Sie machten lange Spaziergänge auf den Dünen. Die Luft war ungewöhnlich milde, und die Sonne erwärmt den Sand. Sie gingen die Straße von Haarlem hinab, an Gärten entlang, mit rot und gold blühenden Terrassen. Sie schwiegen bewegt vor dieser vergänglichen Pracht, die kein Morgen kennt und noch einen Augenblick über der Zerstörung schwebt.

Flécheyre sprach von Hervé.

«Ich sah ihn neben dem Kleinen; jeden Tag bleibt er stehen, um ihn anzusehen. Er liebt ihn, und er liest dich, nur hat er keine Zeit, um es dir zu beweisen.»

«Ach!» seufzte sie, «wann wird er die Zeit finden?»

Flécheyre reiste ab. Jacqueline hatte ihm versprochen, im Laufe des Winters auf einige Tage nach Paris zu kommen.

«Nicht wahr, Hervé?» fragte er beim Abschied, «du wirst sie uns einige Tage lassen?»

«Aber gewiß, Meister.» hatte Hervé mit einer Beiflissigkeit geantwortet, die seiner Frau Tränen in die Augen trieb, «wenn es Jacqueline Vergnügen macht!»

Und Flécheyre, beruhigt über Hervé, der nun seine Experimente in der Wüste machte und großartige Dinge vorbereitete, machte sich wieder an seine Arbeit. Trotzdem blieb ihm die Sorge um Jacqueline.

Den ganzen Winter wartete er. Sie beantwortete seine Briefe nur kurz und fand jedesmal einen Vorwand, um ihren Besuch zu verschieben: Renés Schnupfen, ihre Gesundheit, die Kälte. Nie sprach sie von ihrem Gatten.

Während der ersten Februarwoche, in der ein feiner Regen Paris in Nebel hüllte, entwickelten sich die Kastanienknospen; dann — über Nacht — brachen sie auf. Die Bäume der Boulevards wurden grün, und die großen weißen Rhododendronbüsché in den Champs-Elysées standen plötzlich in Blüte. Erstaunte Menschen drängten sich vor den Blumenbeeten. Bald folgte die Fliederblüte. Und so schnell schoßen die Tulpen in die Höhe und blühten ihre Kelchblätter, daß man glaubte, ihr Wachstum zu sehen. Die Zeitungen schrieben, daß das Getreide gleich nach der Schneeschmelze zu wachsen anfing; die Obstgärten der Ile de France und der Normandie standen in Blüte, und die Weinbauern sahen voller Überraschung die Weinstöcke Blätter treiben, wachsen, ihre Ranken entwickeln, ihre Knospen vorbereiten.

(Fortsetzung folgt)